Heinrich Schliemann.

Der plötzliche Tod des durch seine bahnbrechenden Ausgrabungen im Gebiete der Antike hochbedeutenden deutschen Gelehrten Dr. Heinrich Schliemann hat eine schmerzliche Lücke in den Reihen der Alterthumsforscher gerissen. Dr. Schliemann war noch nicht ganz 59 Jahre alt — er war am 6. Januar 1822 zu Neu-Buckow in Mecklenburg geboren—, als ihn in Berlin der Tod ereilte.

Schliemann hat thatsächlich der Forschung eine ganz neue Welt eröffnet. Seine Ausgrabungen in der Gegend des alten Mykenä bewiesen das Vorhandensein einer alten Cultur, welche die Grundlage der homerischen bildet, und von welcher die gelehrte Welt bis dahin keine Ahnung gehabt. Der fabelhafte Goldreichthum dieser Königsgräber und der später aufgefundenen Schatzkammer des Atreus bildet zugleich eine glänzende Rechtfertigung des Homer, in dessen Gesängen bekanntlich selbst die gewöhnlichen Geräthschaften der Vornehmen aus gediegenem Golde hergestellt sind. Man hatte dies gewöhnlich als „dichterische Freiheit" belächelt.

Seine 12 Jahre lang (von 1870 bis 1887) in Kleinasien mit unermüdlicher Geduld in der Gegend von Hissarlik fortgesetzten Ausgrabungen wurden durch glänzenden Erfolg gekrönt. Man hatte bis dahin häufig die Existenz des alten Troja, des Schauplatzes der homerischen Iliade, angezweifelt. Ja, Gladstone war sogar so weit gegangen, den ganzen Kampf der Trojaner und Griechen für ein allegorisches Gedicht zu erklären, welches die Verwüstungen der wilden Bergwasser darstellen soll. Heinrich Schliemann brachte nun bei seinen Ausgrabungen die Ueberreste nicht von einer Stadt, sondern von sechs Städten zu Tage, welche eine nach der andern auf den Trümmern der vorigen aufgebaut waren.

In den Resten der zweiten von unten, welche durch eine furchtbare Katastrophe untergegangen war und sich durch einen märchenhaften Reichthum an getriebenem Golde auszeichnete, erkannte Schliemann die Reste des alte Troja. Also auch hier hatte er die Ehre des alten Vaters Homer glänzend gerettet.

Schliemann hatte bei seinen Ausgrabungen mit dem Aberglauben, dem Fremdenhaß, dem religiösen Fanatismus und vor Allem mit der schmutzigen Habsucht der verkommenen Syrier, der Bewohner Hissarliks, unausgesetzt zu kämpfen. Durch bewunderswürdige Geduld und durch seine kaufmännische Gewandtheit im Umgange mit Menschen aller Rassen und Kulturstufen überwand er schließlich alle diese unüberwindlich scheinenden Hindernisse. Auch ermöglichte es ihm sein Reichthum, vielfach die Wahrheit des Leibspruchs Philipps von Macedonien zu erproben, daß nämlich ein mit Gold beladener Esel selbst über die höchsten Mauern der stärksten Festung zu steigen vermag.

Seine Gattin, eine geborene Griechin aus edler Familie, war seine begeisterte Gefährtin und Gehilfin. Auch sie war gleich ihrem Gatten von Liebe und Begeisterung zur Antike beseelt. Schliemann war ein zweiter Winckelmann, dem er, wenn auch die äußeren Lebensschicksale beider Männer grundverschieden waren, seelisch eng verwandt war. Winckelmann hatte die griechische und römische Antike aus ihrer Blüthezeit wieder zum Leben erweckt und sich um die gesammte Kunst ein unendliches Verdienst erworben. Schliemann, wie Jener ein Sohn des nebligen Nordens, hatte schon von früher Jugend die Schönheiten der homerischen Dichtung in sich aufgenommen, und schon damals erwachte das heiße Verlangen in ihm, die Reste des untergegangenen Troja aufzufinden. Mit einer Energie und Zähigkeit sondergleichen bereitete er diesen Plan vor. Er ward Kaufmann, erwarb sich ein großes Vermögen und nur zu dem Zwecke, seinen lang und treu gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Das ist ihm denn auch in vollem Maße gelungen, und wenn überhaupt Jemand vor seinem Tode glücklich zu preisen ist, so ist es sicher Jener, welcher ein ideales Ziel, das er sich vorgesteckt, erreicht und seine Jugendträume im vollsten Maße verwirklicht hat.

In Schliemann werden wir einen der wenigen ideal angelegten Menschen der Neuzeit stets bewundern.

— Die heirathslustigen Mädchen in Haute Vienne — so lesen wir in französischen Blättern — ziehen an gewissen Tagen in Prozession nach Saint-Junien les-Combes, wo sie den heiligen Eutropius um einen guten Mann bitten. In der Nähe der dort befindlichen Kirche ist ein Kreuz errichtet; dieses umwallen sie in langem Zuge, und zuletzt bindet jedes Mädchen daran sein linkes Strumpfband. Das Kreuz soll meistens von Strumpfbändern so bedeckt sein, daß man kaum ein freies Plätzchen daran findet.

— Eine Entschuldigung. Pfarrer: „Aber, Huberbäuerin, ich muß mich sehr wundern, Euer Mann kommt ja nicht zur Kirche! Hat er denn seinen Glauben abgeschworen?" — Bäuerin: „Ach nein, Herr Pfarrer, dös net, aber er schnarcht halt so laut!"

Gesundheitspflege.

Erfordernisse für die Krankenpflege.

Schwach und hilflos tritt der Mensch in's Dasein, schwach und hilflos auch streckt ihn die Krankheit auf's Lager. Gelähmt ist die Kraft des Schaffens, die süße Freiheit in Gefangenschaft, der laute Frohsinn der Familie in dumpfen Mißmuth und stumme Sorge verwandelt. Glücklich Der, an dessen Lebensstätte, rastlos nach jeder seiner Mienen und Bewegungen spähend, das Auge der Liebe wacht. Ihr Ohr lauscht auf jedes Geräusch, ihre Hand waltet unablässig, um den Lechzenden zu erquicken, Schmerz und Pein von ihm zu scheuchen. Nur eine Spanne Zeit ja weilt der Arzt am Krankenbett, aber die Pflege umgibt es beständig. Daher bildet die Krankenwartung eine hochwichtige und unentbehrliche Ergänzung des ärztlichen Beiraths. Das pünktliche Einnehmen der Medizin allein thut es noch lange nicht. Um dem Wirken des Arztes den rechten Erfolg zu sichern, kommen noch viele andere Dinge in Betracht, als da sind: die geeignete Beschaffenheit des Zimmers und seiner Luft, die Lagerung, Bedeckung, Kleidung, Wäsche und Geräthe des Kranken, die Obhut über Schlaf und Wachen, die Zubereitung seiner Speisen und Getränke, die Gewandtheit in den Handreichungen, die Abwehr von Störung und Unruhe, das sichere Verständniß der ärztlichen Vorschriften, Umsicht und Unerschrockenheit, Geduld und Sanftmuth der nächsten Umgebungen.

In der Krankenpflege gibt es keine Kleinigkeit: selbst das Knarren einer Thürangel oder eines Stiefels, der Dampf einer Cigarre, das Ticktack und Schlagen einer Uhr, das Summen einer Fliege kann den Schlaf unterbrechen, Unwillen und Aufregung hervorrufen, eine Krisis zerstören und dadurch Unheil herbeiführen. Umgekehrt mag eine zarte Aufmerksamkeit, eine Blume, die der Erwachende auf dem Bett findet, eine wohlzubereitete, Appetit erweckende Suppe leicht höchst wohlthätig wirken. Die Gattin des Präsidenten James Garfield trug während seiner tödtlichen Erkrankung fortwährend helle Kleider, um sein Auge zu erfreuen und sein Hoffen zu beleben.

Zu den wichtigsten Gegenständen der Krankenpflege gehört ein zweckmäßig eingerichtetes Krankenzimmer. Es ist eine alte Klage der Aerzte, daß schon in gesunden Tagen unter all' unseren Wohnräumen die Schlafzimmer den Anforderungen der Gesundheitspflege meist am wenigsten entsprechen. Anstatt dazu das hellste und geräumigste der Gemächer zu wählen, verstecken wir uns mit unseren Kindern in die engste und dunkelste Kammer, wo die Sonne kaum hinblickt, die Luft stockt und sich mit den Ausdünstungen der Schlafenden vollsaugt. 300 Liter Luft athmet ein Erwachsener in der Stunde aus, darunter 12 Liter Kohlensäure. Bekanntlich aber ist dies Gift ein wahres Lungengift, das so schnell wie möglich aus unserem Bereich fortgeschafft werden sollte. Wollen wir jede Ansammlung desselben in der Luftsäule, die wir einathmen, verhüten, so dürfen wir vor Allem mit unserem Schlafraum, demjenigen, in dem wir mehr als ein Drittel unseres Lebens zubringen, nicht geizen. Vergegenwärtigen wir uns stets, daß ein gesunder Erwachsener für seine Person wenigstens 800 Kubikfuß Wohnraum, ein Kranker aber deren, in Folge seiner erheblich stärkeren Ausdünstungen, mehr als 1000 braucht! Zur dauernden Erhaltung einer guten Luft in bewohnten Räumen ist es nach v. Pettenkofer nothwendig, daß auf die Menge der darin von den Bewohnern ausgeathmeten Luft in der gleichen Zeit das 200fache Maß frischer Luft in den Wohnraum einströme.

Es leuchtet daher ein, daß beim Ausbruch einer ernsten Krankheit das Krankenzimmer alsbald durch einen möglichst geräumigen und durch Oeffnung und Gegenöffnung leicht zu lüftenden Theil der Wohnung verlegt werde, eine Nothwendigkeit, welche mit der zunehmenden Krankenzahl sich selbstverständlich steigert. Im Sommer kann man die Fenster einer Krankenstube meistentheils Tag und Nacht offen lassen, vorausgesetzt, daß der Patient nicht unmittelbar vom Luftzug getroffen wird. Auch in der kühleren Jahreszeit ist ein mehrmaliges, möglichst stundenlanges Oeffnen der Fenster und zeitweise auch der Thür dringend zu empfehlen, besonders wenn man während dessen den Kranken in ein anderes Zimmer bringen kann. Geht das nicht an, so ist während der unumgänglichen Lüftung eine Schirmwand vor das Bett des Kranken zu stellen.

Luft und Licht, die Erhalter des Lebens, dürfen auch im Krankenzimmer nicht fehlen! Nur keine Krankenstube nach Norden, wohin selbst am längsten Tage kaum ein Sonnenschimmer dringt! Vor blendenden Strahlen allerdings muß das Auge durch grüne oder blaue Vorhänge geschützt werden. Im übrigen aber ist die vielverbreitete Ansicht, daß es im Krankenzimmer pechschwarz sein müsse, grundfalsch. Wie sehnt sich der Kranke nach dem Licht des Morgens! Soll ihm die endlose Nacht noch künstlich verlängert werden? Nur bei Leiden des Sehorgans und solchen, wo das Gehirn aufgeregt ist, soll man das Zimmer angemessen verdunkeln.

Auch die Nacht darf des milden Lichtscheines nicht entbehren. Petroleumlampen brennen entweder zu hell, oder hauchen, wenn niedergeschraubt, schädliche Kohlendünste aus. Man hat jetzt Gestelle von Meterhöhe, die einer spanischen Wand ähnlich sind und das Licht vortrefflich abhalten. Auch eignet sich ein Glas mit einem auf Oel schwimmenden Nachtlichtchen, neben welchem aber für alle Fälle eine Kerze und ein dunkler Lampenschirm bereit zu halten sind.

Zum Weiteren erfordert die Krankenstube eine vom Straßenlärm möglichst entfernte Lage. Klavierpauker und Geiger werden um einstweilige gütige Bezwingung ihrer Kunsttiebe unter dem Versprechen der Gegenseitigkeit höflichst ersucht.—Hunde sind aus Haus und Hof nach Möglichkeit zu entfernen.

Die Wohlthat, die jedem Gesunden durch Bewegung und Arbeit allmälig zu Theil wird, der Schlaf, flieht das Auge des Kranken. Die sanfte Hand der Pflegerin ist doch nicht unmächtig, den zögernden Freund an das Bett des Kranken zu zaubern. Es herrsche um dasselbe eine tiefe Stille, Nachts ein fast vollständiges Dunkel. Oft ist eine schlechte Lage des Patienten die Ursache seiner Schlaflosigkeit, es drückt vielleicht eine Falte des Bettlakens, die Kissen liegen zu niedrig oder zu hoch, es quält irgend Etwas.

Durch Aufmerksamkeit und Umsicht lassen sich diese Uebelstände entdecken und oft beseitigen. Manchmal bringt ein Schluck frischen Wassers oder etwas Selters, ein Täßchen Milch, ein kalter Umschlag auf die Stirn, ein hydropathischer um den Hinterkopf Ruhe.

Auch das Kapitel der Krankenvisiten verdient noch eine besondere Erwähnung. Um die Theilnahme an dem Mißgeschick unseres Nächsten ist es gewiß eine schöne Sache. Aber nicht immer äußert sie sich in der rechten Weise. Darf ein Krankenzimmer sich in einen Taubenschlag verwandeln, wo liebe Freunde beständig ein- und ausgehen? Gar nicht selten streifen die Antheilsbeweise der guten Freunde und Freundinnen an empörende Grausamkeit. Anstatt dem Kranken Muth und Hoffnung zuzusprechen, wissen Manche ihre Theilnahme nicht anders zu bestätigen, als daß sie ihm geradezu den Tod prophezeien. Redensarten, wie „Du hast nicht mehr viel auf der Mühle", „Du wirst's nicht mehr lange machen!" kann man auf dem Lande alle Tage zu hören bekommen.

Schon um solchen Ausbrüchen von Unverstand und Rohheit zu begegnen, sollte man Niemand in's Krankenzimmer lassen, bevor nicht der Arzt ausdrücklich die Genehmigung dazu ertheilt hat. Die beste Erholung für den Kranken ist — die Langeweile. Eine Ausnahme machen allenfalls äußere, ohne Fieber verlaufende Krankheiten, die einen Patienten kürzere oder längere Zeit an's Lager fesseln, wie z. B. Knochenbrüche; hier bringt Gesellschaft keinen Nachtheil. Bei ansteckenden Krankheiten, als Typhus, Blattern, Scharlach, Diphtheritis ist Vorsicht bei Besuchern schon im eigenen Interesse des Besuchers geboten.

Selbst bei sichtlich eintretender Genesung nach schweren Krankheiten können Besuche Aufregung, Fieber und Rückfälle hervorbringen. Die Pflegerin weist daher theilnehmende Freundesschaaren lieber rund ab, der Kranke wird es ihr danken. Die Freunde aber mögen es sich gesagt sein lassen, daß sie einen schwer krank Gewesenen so spät, so selten und so kurz als möglich besuchen, niemals aber in der Abendzeit. Politische Nachrichten, Bücher und Zeitungen sind auch als Krankenbesuche zu behandeln; man genieße sie nur in der vollsten Rekonvaleszenz, und auch da nur die leichteste Waare, lese nicht aufrecht, und nur je ein halbes Stündchen Vor- und Nachmittags!

Unsere Indianerpolizei.

Auf den Indianerreservationen ist eine Polizeimacht ausgebildet worden, welche aus auserlesenen und zuverlässigen Rothhäuten besteht. Dieselben tragen eine hübsche kleidsame Uniform aus grauem Tuche und sind mit den Waffen unserer Cavallerieregimenter ausgerüstet.

Diese Polizisten haben einen schweren Dienst, da sie von ihren Stammesgenossen als Verräther betrachtet werden. Es kommt auch in Friedenszeiten nicht selten vor, daß diese Polizisten niedergeschossen und skalpirt werden. In Kriegszeiten ist ihre Lage doppelt gefährdet, denn sie werden dann als Späher und Wegweiser benutzt und sind deshalb weit mehr dem Feuer ihrer rachsüchtigen Stammesgenossen ausgesetzt, als die Truppen. Die Indianerpolizei hat der Regierung recht gute Dienste geleistet und sich in den meisten Fällen als zuverlässig und pflichtgetreu erwiesen. Aus diesem Grunde hat man den Vorschlag gemacht, eine irreguläre Cavallerie, nach Art der russischen Kosackenschwadronen, aus Rothhäuten zu rekrutiren.

— Ach, mein Fräulein, ohne Sie kann ich nicht glücklich sein! Sie müssen die Meine werden für's ganze Leben!" — „Thut mir leid, aber ich heirathe nächstens." — „Nun denn, nach Ihrer Scheidung!"

— Der Mensch pflegt erst dann seine Haare, wenn er keine mehr hat.

Hausser.

Der Schnee.

Wie manche andere Poesie ist im modernen großstädtischen Leben auch die des Schnees zum Theile verloren gegangen. Denn was in einer Schneelandschaft vor Allem anmuthet, das fleckenlose Weiß und die eigenthümliche Ruhe, welche unsere Sinne empfinden, wenn das weiche flaumige Element Alles gleichförmig überzieht und eine allgemeine Harmonie über die Gefilde ausbreitet — gerade das pflegt der rastlose Stadtverkehr stets sofort zu zerstören. Auch die Zeiten, da in unseren Städten im Winter lustiges Schlittengeklingel ertönte, sind längst dahin. Die Straßen waren damals vorwiegend eng und in Winkeln gebrochen, also den thauenden Sonnenstrahlen weniger zugänglich. Es rasten ferner nicht so viele Gefährte auf dem weißen Estrich dahin, wie heute, wo die durch die Reibung der Wagenräder und die Tritte der zahllosen Passanten erzeugte Wärme hinreicht, den Schnee oberflächlich zu schmelzen und ihm binnen wenigen Stunden ein mißfärbiges Aussehen zu verleihen.

Vor Allem aber hielt sich der Schnee einst darum länger, weil man ihn eben ruhig liegen ließ und wartete, bis ihn die Sonne schmelzen würde, während er heute stets sofort weg muß. Der Tramway wegen versetzt man sogar seine spärlichen Reste auf dem Pflaster künstlich — mittels Salzlösungen — in den Zustand des Thauens. So verwandelt sich das schöne Weiß, kaum daß es gefallen, in ein Kothmeer, und nur in den Gärten, sowie auf den Dächern liegen Fetzen des „weißen Leichentuches" länger und bieten dem Naturfreunde Gelegenheit zu Beobachtungen. Uebrigens gewährt schon das Fallen des Schnees einigen Zeitvertreib, wenn man sich z. B. damit beschäftigt, die verschiedenen Formen der Flocken näher zu betrachten. Wie bekannt, sind dieselben zuerst von dem im vorigen Jahrhunderte lebenden Walfischjänger Scoresby eingehender beschrieben und abgebildet worden. Scoresby fand, daß der Schnee in den Polarländern im Allgemeinen von außerordentlich feiner Beschaffenheit sei, und zwar um so feiner, bei je größerer Kälte er fällt.

Auch Payer erzählt, daß bei Temperaturen, welche das Quecksilber zum Erstarren brachten, die Luft über dem Polarmeere von einem aus feinsten Schneekrystallen gebildeten Nebel erfüllt gewesen sei. Herrschte dann zugleich Wind, so gab es kein Kleidungsstück, welches dem Eindringen dieser Kryställchen Widerstand geleistet hätte. Auf der Haut des Gesichtes brannten sie wie glühende Kohlen. Doch bemerkt Payer, daß Schneestürme in den eigentlichen Polarländern, die sich ja gerade durch Ruhe der Luft, oft sogar durch unheimliche Grabesstille auszeichnen, selten seien. Dagegen bilden die russischen, sibirischen und mongolischen Steppen Gebiete, wo die Schneestürme, dort Burane genannt, häufig auftreten und wie der Samum der Sahara gefürchtet werden. Im ostsibirisch-mongolischen Grenzgebiete zählt man ihrer in jedem Winterhalbjahr ein Dutzend und der russische Oberst Przewalski hatte auf seinen Forschungszügen durch Hochasien manchen zu bestehen, der seine Karawane zu begraben drohte.

Die Kraft jener Luftbewegungen erklärt Przewalski damit, daß die Burane zum Theil über Hochebenen dahinrasen, welche die Seehöhe der Ortlesspitze haben! Die Luft ist dort schon sehr dünn und im Winter wenig mit Wasserdampf gesättigt; umso seiner müssen die Schneeflocken werden, wie leicht erhellt, wenn man sich vergegenwärtigt, wie der Schnee entsteht.

Schnee, welcher in großen Flocken fällt, ist es hauptsächlich, welcher Plastizität, d. h. in größeren Massen Biegsamkeit und Zusammenhang besitzt und zu allerlei speziellen Erscheinungen Anlaß gibt. So kommt es z. B. vor, daß die Schneekruste, welche nach jedem Schneefall die Oberseiten der Baumäste bedecken, infolge Thauens sich theilweise abjenken und die Form von Guirlanden annehmen. Trifft es sich dann noch, daß Nachts Reif einfällt und jedes Aestchen und Zweigchen mit mattem Silbergrau umkleidet, von welchem sich die weißen Schneeguirlanden abheben, so sieht der ganze Wald wie von freundlichen Schnee-Elfen geschmückt aus.

Eine andere, auf der Plastizität des Schnees beruhende, aber allerdings viel seltenere Erscheinung sind die sogenannten Schneerollen. Sie entstehen zuweilen auf geneigten Feldern, wenn flauniger Schnee durch Windstöße partienweise in Bewegung gesetzt wird. Dann bilden sich nämlich Schneewalzen, aus welchen während der Bewegung seitlich Schneestücke herausfallen, und es sieht aus, als ob sich der Wind den Spaß gemacht hätte, Damenmuffe aus Schnee aufzuwälzen. Wie der englische Meteorologe Seymours berichtet, hat man auf den schnee- und sturmreichen Orkney-Inseln schon solche Muffenrollen gesehen, welche 1 Meter Länge und $\frac{3}{4}$ Meter im Durchmesser hatten! Das muß dann freilich ein interessanteres Phänomen gewesen sein, als der Schnee in unseren Straßen, der sich hier meist von seiner ästhetisch schwächsten Seite zeigt, formlos, eine Mesalliance mit dem Straßenkoth, und selbst an geschützten Orten wie Gärten und Dächern rasch von Staub- und Rußtheilchen grau gefärbt.

Daß diese Theilchen zu seiner rascheren Schmelzung beitragen, ist erwiesen. Denn indem sie als dunkle Körper sich erwärmen, schmelzen sie den Schnee in ihrer Umgebung, sinken etwas ein und bilden Kanälchen, in denen das gebildete Schmelzwasser zu Boden sickert. Jede einige Tage alte Schneedecke sieht daher durch das Mikroskop betrachtet so zernagt und zerfressen aus, wie ein Mondgebirge. Dasselbe ist nach etwas längerer Zeit auch mit der Schneedecke im Freien selbst im Gebirge der Fall. Von den Aesten der Bäume, von den Kräutern der Alpmatten und vom Gestein selbst werden durch den Wind fortwährend Partikel abgerissen und auf den Schnee getragen, wo sie außer zur Schmelzung desselben — auch zur Nahrung der organischen Wesen dienen, welche den Schnee bevölkern.

Weite Flächen des Firns der Gletscher sind oft roth gefärbt von der einzelligen Alge Chroococcus nivalis, welche zur Entstehung der Mär vom „Blutregen" Anlaß gegeben hat. Auch der Gletscherfloh ist ziemlich häufig, in Abarten sogar auf dem Tieflandschnee, wo sein Auftreten von den Bauern noch immer dahin erklärt wird, daß die „Schneewürmer" vom Himmel gefallen seien.

Wovon sich jene Thiere wohl in den Schneewüsten des Hochgebirges, stundenweit entfernt von jeder Vegetationsfläche, ernähren mögen? fragten schon Viele, und ein Weiser aus Berlin erklärte, die kleinen Wesen seien erst durch die Touristen auf die Gletscher verschleppt worden und nährten sich dort von der — beim Gehen abgestreiften Schmiere der Bergschuhe! In Wirklichkeit besteht natürlich ihre Nahrung in den durch Winde auf den Schnee getragenen organischen Staubresten.

Reinhard E. Petermann.

Beinahe erkannt.

Dame: Ach, ich habe garnicht gewußt, daß Sie reiten. Ich sah Sie gestern auf dem Reitwege neben der Promenade.

Herr (verlegen): Um welche Zeit denn?

Dame: Ungefähr vier Uhr mußte es gewesen sein.

Herr: (für sich): Gott sei Dank, da saß ich noch oben! (laut): Ja, ich reite sehr viel!

Appetitlich.

Wirth (auf dem Lande): Ah, gnädige Frau, die Zenzi kann ich Ihnen als beste Köchin mit gutem Gewissen empfehlen. Fleißig ist die. Des Morgens kämmt sie sich mit einer Hand die Haare, mit der andern knetet sie's Brod.

Grande von Spanien.

Ein Correspondent schreibt: „Bekannt ist das Privilegium der spanischen Granden, in Gegenwart des Souveräns das Haupt zu bedecken. Das Privilegium datirt aus dem Mittelalter, und in „Don Carlos" läßt Schiller ganz korrekt im dritten Akt in der siebenten Scene die Prinzen und Granden, da der König eintritt, die Hüte abnehmen und dann über Aufforderung des Königs wieder aufsetzen, nachdem dieser, wie das Scenarium besagt, vorerst den Kreis der Versammelten überblickt hat, um sich zu überzeugen, daß lauter Prinzen und Granden erster Klasse zugegen sind. Es gibt nämlich drei Klassen von Granden; jene der ersten Klassen bedeckten sich noch, bevor sie der König angesprochen, jene der zweiten Klasse, nachdem sie der König angesprochen, und jene der dritten erst, wenn der König geantwortet hat. Im Mittelalter wurden die Granden vielfach einfach „ricos hombres" („reiche Leute") genannt; jetzt soll es auch Granden geben, die zwar sehr lange Titel, aber sehr kurze — Geldbeutel haben. Aehnliches soll übrigens auch anderwärts vorkommen können.... Wenig bekannt dürfte es sein, daß es in Oesterreich zum Theil noch aus der Zeit, da die Habsburger in Spanien herrschten, adelige Familien gibt, die die „Grandezza", die Grandenwürde besitzen, z. B. die Grafen Althan, dann (aus späterer Zeit) die Metternich, dann die Fürsten v. Croy, v. Khevenhüller. Auch der verstorbene Graf Julius Andrassy war Grand von Spanien; König Alfons hatte ihn dazu ernannt, und der einstige Minister hatte jedenfalls das Aeußere für seine Würde. Bei einigem guten Willen konnte man ihn für einen Kastilianer halten."

— Aus Zug in der Schweiz wird dem „Hunde Sport" berichtet, daß ein dortiger Einwohner seinen Bernhardinerhund in einer Kiste wohlverpackt einem Freunde nach Brüssel schickte. Einige Tage nach der Ankunft war das Thier entlaufen, um nach 14 Tagen todtmüde und abgemagert, um Einlaß winselnd, vor der Thür seines früheren Herrn in Zug anzukommen. Der treue Hund erlag aber nach wenigen Tagen den Folgen der ausgestandenen Entbehrungen und Anstrengungen. Was ist in diesem Falle mehr zu bewundern, die Treue oder die erstaunliche Orientirungsgabe und die zähe Ausdauer des Hundes?

„Schneidig!"

Wegen thätlicher Beleidigung hatte sich jüngst in Berlin der Referendar Becker vor dem Schöffengericht zu verantworten. Der Anklage lag eine unangenehme nächtliche Straßenscene zu Grunde. Eines Nachts im Anfange dieses Jahres befand sich der Regierungsbaumeister H. mit seiner Gattin und einer andern Dame in der Potsdamerstraße auf dem Heimwege nach seiner in der Nollendorfstraße belegenen Wohnung. In der Nähe der Potsdamerbrücke verließ er die Damen auf einen Augenblick und begab sich in die Mitte des Dammes, um nach der Pferdebahn Umschau zu halten, und als er wieder auf das Trottoir zurückkehrte, theilte ihm seine Gattin mit, daß sie soeben von einem jungen Herrn, der mit zwei Begleitern an ihr vorüber gegangen, in pöbelhafter Weise beleidigt sei, indem derselbe mit seiner Hand ihr in's Gesicht gefaßt habe.

Frau H. zeigte zugleich auf drei Herren, welche in einiger Entfernung zu sehen waren, und als Herr H. nun etwas laut sich über das unanständige Betragen beschwerte, drehte sich der Angeklagte herum, trat auf Herrn H. zu und stellte denselben in sehr schneidiger Weise zur Rede, indem er ihm sehr energisch zu verstehen gab, daß er Referendar und Reserve-Officier sei und entschieden bestreite, die Dame belästigt zu haben.

Frau H. glaubte sich aber nicht zu irren, daß sie in dem Angeklagten den Thäter wieder erkenne, und so erwiderte denn Baumeister H., daß er sich kaum denken könne, daß sein Gegner Reserve-Officier sei, da sich ein solcher anders benehmen würde.

Herr H. wollte sich mit seinen Damen zum Weitergehen wenden, der Angeklagte ging nun aber mit ihm, belästigte ihn fortgesetzt, indem er seine Karte anbot, ihn beim Rockärmel faßte und immer wieder Nachdruck darauf legte, daß er Reserve-Officier bei den Dragonern sei.

Um ihn los zu werden, suchte Herr H. schließlich die Unterstützung eines Schutzmannspostens nach. Auf dem Wege zur Wache machte Herr Baumeister H. in Folge vielfacher Anzapfungen des Angeklagten nochmals die Bemerkung, daß er kaum daran glauben könne, einen Reserveofficier vor sich zu haben, und als Antwort erhielt er plötzlich einen wuchtigen Fausthieb gegen den Kopf, welcher die Hutkrempe zerstörte und eine blutende Stirnwunde zur Folge hatte. Der Angeklagte, welcher behauptete, zwar etwas angetrunken, aber nicht betrunken gewesen zu sein, versicherte, daß von ihm eine Belästigung der Dame nicht ausgegangen, und der Gerichtshof hielt dies auch zum Mindesten nicht für erwiesen. Die Darstellung des Angeklagten wich auch stark von derjenigen des Zeugen ab, namentlich behauptete er, durch Worte wie „Frechheit", „Lüge", sowie durch die Verweigerung der Karte seitens des Zeugen gereizt worden zu sein, was der Zeuge energisch bestritt.

Schließlich äußerte sich der Angeklagte so, als wenn er von dem Gesichtspunkte der Cavaliersehre aus verpflichtet gewesen wäre, seinem Gegner, der ihn beleidigte, diesen Schlag zu versetzen. Staatsanwalt Benedix machte ihn darauf aufmerksam, daß ein tapferes Schlagen vor dem Feinde einen Officier gewiß ehre, daß aber weder ein Beamter noch ein Offizier durch eine Schlägerei auf der Straße seine Ehre wiederherstellen könne. Im Uebrigen war der Staatsanwalt der Meinung, daß der Angeklagte, welcher auf dem Polizeibureau den Schutzmann stets mit „Herr Kamerad" angeredet, doch wohl angezechter gewesen sein mag, als er selbst zugeben will, und er beantragte deshalb 100 Mark Geldstrafe. — Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zu derjenigen Strafe, zu deren freiwilliger Zahlung sich derselbe bei seinen nachträglichen Versöhnungs-Versuchen bereit erklärt hatte, nämlich zu 50 M., ev. 5 Tagen Gefängniß.

— Die Bewegung der fliegenden Fische durch die Luft ist von Professor Möbius dahin erklärt worden, daß dieselbe keine Flugbahn, sondern eine Wurfbahn sei. Durch Zusammenziehungen ihrer sehr starken Seitenrumpfmuskelfasern fahren jene Fische mit großer Geschwindigkeit aus dem Wasser und die ausgespannten Brustflossen dienen als Steuer und Schwebeplatten. Die Muskeln der Brustflossen sind nach Ansicht von Professor Möbius nicht groß genug, um die Last des Körpers in die Luft zu erheben, denn ihr Gewicht beträgt nur 1/32 der ganzen Körperlast, während die Brustmuskeln der Vögel im Durchschnitt 1/6 und die der Fledermäuse 1/13 der ganzen Körperlast betragen. Auf Grund eines überaus reichen Beobachtungsmaterials kommt dagegen A. Seitz zu dem Ergebnisse, daß die Brustflossen der Fische sich auch activ an dem Fluge betheiligen. Der fliegende Fisch, sagt Seitz, springt durch die Wirkung seiner Seitenmusculatur aus dem Wasser hervor und unterstützt diesen Sprung durch eine äußerst lebhafte Flatterbewegung, deren Umfang bei 0,2m langen Flugfischen 10 bis 12cm beträgt. Darnach werden die Flügel in der Horizontallinie ausgebreitet, oder, was häufiger ist, etwas nach oben gerichtet, und so erfolgt das Durchfliegen des absteigenden Astes der äußerst lang gezogenen Flugbahn ohne eine regelmäßige Bewegung. Nur wenn ein nochmaliges späteres Heben der Flugbahn erfolgt, treten von neuem Flatterbewegungen ein. Die Anzahl der Flossenschläge ist nach Seitz bei den verschiedenen Fischen verschieden, sie schwankt zwischen 10 und 30 in der Secunde. Die Fluggeschwindigkeit beträgt 7—14m, die längste Dauer des Fluges war 18 Secunden, die kürzeste nur ein Bruchtheil von einer Secunde.

Vor leeren Bänken.

„Chambers Journal" erzählt eine Reihe von Theater-Anekdoten, welche an den Erfahrungssatz anknüpfen, daß Theaterdirektoren niemals eine Vorstellung absagen lassen und Schauspieler niemals schlecht spielen sollten, so lange ein Zuschauer vor dem Vorhang sitzt. Der berühmte Kean spielte zu Beginn seiner Carriere vor einem schlecht besetzten Hause aus übler Laune so erbärmlich wie möglich und war dann nicht wenig erschrocken, als er nachträglich erfuhr, der Director des hochangesehenen Drury Lane-Theaters sei anwesend gewesen, um ihn spielen zu sehen. Es war das für ihn eine Lehre, die er später getreulich beherzigt hat, auch vor einem spärlich besuchten Hause sein Bestes zu geben.

Als Macready in einem englischen Provinzialtheater sich für die Rolle des Virginius ankleidete, trat der Director mit langem Gesichte zu ihm und meldete, daß das Haus ganz erbärmlich besucht sei. „Sind fünf Personen da?" fragte der Tragöde. — „Ja, fünf sind es schon". — „Dann wollen wir anfangen; wir haben kein Recht, den Stolzen zu spielen." — Und nach seiner eigenen Meinung hat Macready den Virginius selten besser gespielt, als vor einer Zuhörerschaft, die er an den Fingern einer Hand abzählen konnte.

Ein anderer englischer Schauspieler berichtet, er habe einmal vor einer einzigen Person gespielt. „Das war", so erzählt er, „auf den Sandwich-Inseln. Als der Vorhang aufging, war nur ein einziger farbiger Gentleman anwesend, der mit einem weißen Hute angethan, in einer der Logen saß. Auf die Bühne tretend, verbeugte ich mich vor ihm, was er mit geziemender Würde erwiderte. Wir gaben ein dreiaktiges Stück, das ich zu Ehren des Auditoriums von der ersten bis zur letzten Scene durchspielte. Nachdem der Vorhang zum letzten Male gefallen war, hielt ich mich für verpflichtet, den einsamen Zuschauer, der während der ganzen Aufführung nicht gelächelt und sich nicht gerührt hatte und noch immer in seiner Loge saß, aufzusuchen und ihm zu eröffnen, daß die Geschichte nun zu Ende wäre. Er lächelte, drückte mir die Hand und fragte, wovon denn das Stück eigentlich gehandelt habe.

Im Cholera-Jahre 1832 ereignete es sich einmal im Pariser Odeon, daß nur ein einziger Zuschauer erschienen war. Die Schauspieler weigerten sich, zu spielen und verlangten, daß dem Manne sein Geld zurückerstattet würde. Dieser aber bestand auf seinem Rechte, und da er das Gesetz auf seiner Seite hatte, so mußte die Vorstellung wohl oder übel ihren Anfang nehmen. Die Schauspieler rächten sich, indem sie so jämmerlich wie möglich spielten, eine Zeit lang ließ der Zuschauer sich das gefallen, dann aber drückte er durch kräftiges Zischen und Pfeifen seine Mißbilligung aus. Hierauf hatte der Director nur gewartet; er ließ den einsamen Gast durch die Polizei wegen „Störung der Vorstellung" hinausweisen.

Zuvorkommender handelte der Director einer amerikanischen Bühne in einem ähnlichen Falle. Er wandte sich an einen seiner Schauspieler und beauftragte ihn, dem muthigen Theatergaste das bezahlte Eintrittsgeld zurückzugeben und ihn im nächsten Gasthause zu tractiren. Der Schauspieler führte seinen Auftrag zu allseitiger Zufriedenheit aus und verließ seinen Schützling erst, nachdem er mehrere Flaschen Champagner mit ihm geleert hatte.

Vor einem Matrosen, der die Taschen voll Geld, nach Portsmouth zurückgekehrt war, spielte Stephen Kemble einmal für 30 Pfd. Sterling den Shakespeare'schen Heinrich IV. Eine ähnliche Geschichte erzählt der amerik. Schauspieldirector Foster wie folgt: „In Bucyrus, O., saß ich in der Restauration, als ich in meiner Behaglichkeit von einem Fremden gestört wurde, der mit dem Theaterzettel in der Hand eintrat und mich anredete: „Sie geben heute Abend Richard III.; ich habe das Stück noch niemals gesehen, kann aber nicht so lange bleiben. Wie viel fordern Sie, wenn Sie mir allein heute Nachmittag Richard III. vorspielen?" Ich glaubte, der Mann scherze und forderte auf Geradewohl $25. „Und wenn Sie den „Ungeschliffenen Diamanten" dazu geben?" „Zehn Dollars mehr." Zu meiner Bestürzung zog mein Unbekannter 35 Dollars hervor, legte sich vor mich hin, bestimmte trocken, daß die Vorstellung um 2 Uhr beginnen sollte und verließ mich. Als ich meiner Gesellschaft den erstaunlichen Handel mittheilte, den ich eingegangen war, machte er ihnen so viel Spaß, daß sie mit dem besten Willen von der Welt darauf eingingen. Punkt zwei Uhr erschien der Zuschauer und suchte sich den besten Platz aus, wobei er die Füße auf die Lehne des vor ihm befindlichen Sitzes legte und die Vorstellung begann. Sie verlief zur vollen Zufriedenheit des Auditoriums, welches die Hauptdarsteller hervorrief und mit dem Zuge um 6:45 die Stadt verließ."

Recht erheiternd klingt auch die Antwort, die der Leiter eines kleinen Londoner Theaters einem Freunde ertheilte, als dieser sich darüber wunderte, daß der Director so verdrießlich über die bevorstehende Eröffnung der Saison der italienischen Oper wäre. „Ihr macht einander doch keine Concurrenz?" meinte er. — „Ja, gewiß," erwiederte der Director. „Meine Gäste gehen freilich nicht in Ihrer Majestät Theater als Zuschauer, aber um den Zuschauern die Taschen zu leeren."

— Weidmann, der bekannte und beliebte Hofschauspieler, gab den Bettelstudenten. Als er bei der Geisterbeschwörungsscene theils um sich selbst, theils um die Umstehenden einen Kreis zu ziehen hatte, zog er auch einen um den Souffleurkasten mit den Worten: „Wenn diesen der Teufel holt, so wären wir Alle verloren!"